

Antje Babendererde

Leseprobe für

Wie die Sonne
in der Nacht

Impressum

Antje Babendererde, 2017

publiziert über www.antje-babendererde.de

Alle Rechte bei Antje Babendererde.

LESEPROBE „Wie die Sonne in der Nacht“

Nach dem Essen fuhren wir zur *Adobe Bar* im Hotel. Die Tex-Mex-Band spielte gutgelaunte Musik und Ronnie und ich tanzten sogar. Ich versuchte, die Gedanken an Nils fortzuspülen, und Ronnie unterstützte mich großzügig dabei, indem er dafür sorgte, dass ich einen Margarita nach dem anderen trank.

Ich war schnell ziemlich beschwipst, und als Ronnie mich nach einem Tanz küsste, wusste ich nicht, ob meine weichen Knie von seinem Kuss kamen oder von den extra starken Margaritas.

Kurz vor Mitternacht führte Ronnie mich zu seinem Lowrider und erst an der frischen Luft merkte ich, wie betrunken ich tatsächlich war. *Nicht gut*, Mara. Immer wieder sagte ich mir, dass ich Ronnie am Tor verabschieden würde und ihn keinesfalls ins Haus lassen durfte – jedenfalls nicht an diesem ersten Abend.

Später konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie er dann doch im Haus und wir zusammen auf der breiten Ledercouch im Wohnzimmer gelandet waren. Ronnie mit seinem Footballergewicht auf mir, seine Hände unter meiner Bluse. Er rammte mir seine Zunge in den Mund. Hände und Zunge forschten begierig, drängend.

Ich hatte das Gefühl, Karussell zu fahren, erdrückt zu werden, nicht mehr atmen zu können – alles gleichzeitig. Und überhaupt: Ronnie Salazar mit seinem albernen Lowrider und der Pomade im Haar war überhaupt nicht mein Typ. Er hörte sich zu gerne reden, lachte zu siegessicher und hatte zu dicke Muskeln. War ich wirklich so bedürftig, dass ich das nicht schon früher gemerkt hatte?

Mein Körper sträubte sich gegen ihn. Ich strampelte und versuchte, Ronnies Hände wegzuschieben, aber seine Handgelenke waren kräftig und seine Pranken schienen auf meinen Brüsten zu kleben. Aus meiner Kehle kam ein wütendes Gurgeln, als Ronnie plötzlich mit offenem Mund erstarrte und sein Gesicht einen leicht verzerrten Ausdruck bekam. Er schien nicht mehr zu atmen, während ich es endlich wieder konnte.

Die Atmosphäre im Raum hatte sich plötzlich verändert, das spürte ich, trotz meines vom Alkohol vernebelten Hirns. Ronnie hob ganz langsam den Kopf. Sein Bizeps neben meinem Gesicht zuckte und auf einmal sah ich blankes Entsetzen in seinen braunen Augen.

„*Maldita mierda!*“ Mit einem sportlichen Satz war er von mir herunter und auf den Beinen. „Du tickst doch nicht ganz richtig, Mara.“ Mit erstickter Stimme murmelte Ronnie noch ein paar spanische Flüche, dann hörte ich eilige Schritte und wie die schwere Haustür hinter ihm ins Schloss fiel. Er war weg und ich gab einen erleichterten Seufzer von mir.

Offensichtlich war Ronnie Salazar es nicht gewohnt, dass ein Mädchen ihn verschmähte, nachdem er es in seinem Lowrider herumgefahren, zum Essen eingeladen und geküsst hatte. Noch dazu eines, das so betrunken war wie ich. Seinen Kuss nach dem Tanz hatte ich erwidert (ich hatte viel zu lange nicht mehr geküsst), aber das hieß doch nicht, dass er über mich herfallen durfte wie ein brünstiger Gorilla.

Ich zog meine Bluse wieder über den Bauch, setzte mich auf und schnappte laut nach Luft. Nur ungefähr drei Meter von mir entfernt stand jemand ... stand *etwas*.

Eine hellbraune Löwenmähne, gebleckte weiße Reißzähne in einer blutroten, langen Schnauze, aufgestellte Ohren. Aus zwei schrägen Augenhöhlen funkelte ein schwarzer Blick.

Vor Schreck war ich wie gelähmt, doch mein Herz raste und meine Gedanken wirbelten haltlos. Hatte Ronnie mir etwas in den letzten Drink geschmuggelt, um mich gefügig zu machen? Sah ich Gespenster?

Nein! Das Wesen, halb Mensch halb Tier, war kein Geist. Es war real, absolut real. Ronnie hatte es auch gesehen, deshalb war er abgehauen, dieser elende Feigling.

Schlagartig war ich nüchtern im Kopf.

Normalerweise hing die alte Katchina-Maske in Davids Zimmer an der Wand. Sie war eins von seinen Lieblingsstücken, das Geschenk eines alten Picuris-Medizinmannes. Katchinas verkörperten Ahnengeister, waren Mittler zwischen Menschen und Göttern, hatte David mir erzählt. „Die Seele des Katchinas schläft in der Maske. Und wenn jemand sie aufsetzt, erwacht sie zum Leben.“

Dieser Kojote-Katchina war sehr lebendig, und ich spürte die geheimnisvolle Ausstrahlung, die von ihm ausging. Jetzt nahm ich auch wieder den leichten Geruch nach Salbei und Zirkusmanege wahr.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Mein Blick wanderte über die dreckverschmierte Brust des Halbwesens, schwenkte nach rechts zur hässlichen Wunde im Oberarm, weiter zu den löchrigen Jeans, durch die braune Haut schimmerte, bis auf die nackten Füße. Offensichtlich war der zweite Schuh nun auch noch abhanden gekommen. Jedenfalls gab es nicht den geringsten Zweifel, wer da vor mir stand.

Natürlich fürchtete ich mich vor ihm. Ich wäre verrückt gewesen, wenn ich es nicht getan hätte. Der Typ konnte ein Dieb, ein Stalker, ein mieser Perversling sein. Oder, was am Wahrscheinlichsten war, ein entlaufener Irrer.

„Lauf!“, rief eine Stimme in meinem Kopf, doch der Alkohol kreiste immer noch in meinem Blut und mein Körper befolgte die Befehle, die das Hirn ihm gab, einfach nicht. Die Gedanken in meinem Kopf verhedderten sich heillos.

Auf einmal ließ er die Maske sinken.

Strähniges schwarzes Haar bis über die Schultern, ein dunkles, aber sauberes Gesicht, mit breiten Wangenknochen und leicht schrägen, schwarzen Augen, die zu sagen schienen: *Ich will dir nichts tun.*

Aber mit dieser Deutung konnte ich natürlich auch gewaltig schief liegen.

Selbst aus meiner sitzenden Perspektive erschien mir der Indianer nicht sonderlich groß und besonders kräftig war er auch nicht. Seine Jeans hingen ihm tief auf den Hüften, als wären sie zwei Nummern zu groß. Unbeweglich stand er da, wie festgewachsen auf den roten Saltillo-Fliesen. Ich schätzte ihn auf achtzehn oder neunzehn, und er sah einfach viel zu gut aus für ... *verdammte, Mara!*

Mir war durchaus klar, dass man Gut oder Böse besser nicht am Aussehen oder Blicken festmachen sollte. Doch so, wie der Junge da stand, barfuß und ohne Kojote-Maske vor dem Gesicht, wirkte er kein bisschen furchteinflößend, sondern genauso verschreckt, wie ich mich fühlte. Das hielt mich davon ab zu schreien.

Ich holte einmal tief Luft und beschloss, cool zu bleiben. Aber in meinem Kopf ratterten die Fragen: Wie zum Teufel hatte er mich gefunden? Und wie war er ins Haus gekommen? Was wollte er hier? Und vor allem: Seit wann war er da?

Das Puzzle war simpel und fügte sich schnell zusammen: Die merkwürdigen Geräusche im Haus in der vergangenen Nacht, die halb leere Bonbonschüssel, der Handabdruck auf dem Spiegel, die feuchte Zahnbürste, der Geruch nach Salbei und Zirkus - der Fremde war schon seit gestern im Haus, das war die verblüffende Erkenntnis. Also wusste er auch, dass ich allein war, nun da Ronnie feige die Flucht ergriffen hatte.

Wieder kam Panik in mir hoch, und ich hatte Mühe, sie in Schach zu halten. Suchte nach Spuren von Wahnsinn oder Bösartigkeit in den Augen des Jungen. Doch *nada* - da war nichts Verrücktes oder Bedrohliches zu finden, nur eine Mischung aus Misstrauen und Neugier.

„He du!“, brachte ich schließlich mit leicht hysterischer Stimme hervor.

Der Indianer starrte mich an, als wäre *ich* das Fabelwesen.

Schließlich fasste ich mir ein Herz und stand auf. Wer er auch war: Wir hatten eine Zahnbürste geteilt und er hatte mich vor Ronnie

Salazar gerettet, da würde er mich jetzt wohl kaum umbringen. Wie ein Drogensüchtiger kam er mir auch nicht vor, und mein Instinkt sagte mir, dass er kein Dieb war. Denn wenn er hier war, um zu stehlen, hätte er den ganzen Abend Zeit dazu gehabt, ein paar ungeheuer wertvolle Dinge einzupacken und sich damit unbehelligt aus dem Staub zu machen.

Blieb immer noch der entlaufene Irre, und ich hoffte, dass er einer von der harmlosen Sorte war.

Mit zitternden Knien ging ich um den Couchtisch herum auf ihn zu. Da trat er einen Schritt zurück, dann noch einen. Panik im Blick, als wäre ich ihm nicht geheuer. Als könnte *ich* ihm etwas tun. Das war nicht, was ich erwartet hatte. Ganz und gar nicht.

Ich vergaß, mich vor ihm zu fürchten. Beschwichtigend hob ich die Hände. „Was ... was machst du denn hier? Und wer bist du überhaupt?“

Der Junge sah mich an, als wäre er gerade vom Mond gefallen und hatte keine Ahnung, auf welchem Planeten er gelandet war.

„Ich heiße Mara“, versuchte ich es. „Und wie ist dein Name?“

Er schluckte und seine Lippen bewegten sich, offenbar in einem verzweifelten Versuch, Worte zu formen. Er hatte schiefe, aber weiße Zähne und ihm fehlte ein winziges Stück Schneidezahn. Sein Blick wirkte unstet, als hätte er Mühe, mich direkt anzusehen.

„Schon gut“, sagte ich und machte noch zwei Schritte auf ihn zu. Er war nur einen halben Kopf größer als ich, das machte mir Mut und ich streckte die Hand aus. „Gib mir die Maske, okay? Sie ist sehr wertvoll und gehört David. Er macht mich zur Schnecke, wenn sie beschädigt wird.“

Mit einer unerwarteten Selbstverständlichkeit reichte der Indianer mir die Maske. Ich nahm sie und brachte sie zum Küchentisch, wo ich sie ablegte.

„So“, sagte ich, während ich mich wieder zu ihm umdrehte, „und nun kannst du mir vielleicht sagen, wie du hierher und ins Haus ...“

ähm ... gekommen bist.“ Ich redete ins Leere. Mein ungebetener Gast hatte sich in Luft aufgelöst. Verblüfft ließ ich meinen Blick über die Couch, die Sessel, den Gang schweifen und lauschte. *Nichts*. Als hätte ich mir das Ganze nur eingebildet.

„Du kannst wieder rauskommen“, rief ich. „Ich tue dir nichts.“ Nachdem meine Worte unbeantwortet verklungen waren, musste ich lachen.

Ich lachte immer, wenn es schlimm wurde.

Dann sah ich die angelehnte Verandatür und schloss sie. Eine Reihe neuer Fragen jagte durch meinen Kopf: Was hatte der Junge die ganze Zeit im Haus gemacht? Was hatte er gesehen - *von mir gesehen*? Vermutlich mehr als genug und der Gedanke daran ließ meine Kopfhaut prickeln. Zwar hatte ich ein entspanntes Verhältnis zu meinem eigenen Körper und prüde war ich auch nicht, aber in den eigenen vier Wänden heimlich von einem Wildfremden beobachtet zu werden, der vielleicht einen Dachschaden hatte, war eine ganz andere Nummer.

Ich ließ mich auf die Couch sinken, nahm mein Smartphone zur Hand und startete auf die eingespeicherte Nummer der Polizei. Ich konnte sie wählen und in ein paar Minuten würden die Cops hier sein und das Haus auf den Kopf stellen. Aber dann würden sie die Elliots informieren und meine Eltern. Das hätte zur Folge, dass ich spätestens übermorgen in einem Flieger nach Deutschland sitzen würde, oder die Elliots in einem Flieger nach Albuquerque.

Beides war keine Option. Außerdem war der seltsame junge Mann vermutlich längst über alle Berge.

Ganz sicher konnte ich mir da natürlich nicht sein. Ich drehte eine Runde durchs Haus und prüfte alle Türen. Dabei entdeckte ich, dass die Glastür, die vom Gästezimmer in den Garten führte, nicht verschlossen war. Vermutlich war er hier ein- und ausgegangen.

War er auch jetzt zur Verandatür hinaus und hier wieder hereingeschlüpft? Vielleicht versteckte er sich ja irgendwo im Haus.

Möglich war es. Er konnte überall und nirgends sein, aber ich hatte meine Entscheidung bereits gefällt. Also ging ich nach oben, putzte Zähne und verschanzte mich in meinem Zimmer.

Lucia hatte mir für meine Joggingrunden eine kleine Dose Pfefferspray gekauft, um mich im Notfall gegen streunende Hunde erwehren zu können. Die deponierte ich greifbar auf meinem Nachtschrank.

Der Kuli in meiner Hand zitterte ein wenig, als ich in mein Tagebuch schrieb.

4.Juni. Mit Ronnie Salazar Pizza essen und in der Adobe Bar gewesen. Wir haben uns geküsst, aber dann wollte er gleich alles. Der Indianerjunge, den ich gestern verletzt an der Straße fand, hat mich vor Ronnies Zudringlichkeit bewahrt. Er muss die ganze Zeit über im Haus gewesen sein - wie ein Geist. Ich habe nicht die Polizei gerufen. Und nun frage ich mich, ob ich das auch dann nicht getan hätte, wenn mein ungebetener Gast alt und hässlich gewesen wäre.

Vielleicht ist er noch da und der Gedanke sollte mir Angst machen, aber das tut er nicht. Es schien, als ob der Junge geradewegs einer meiner Geschichten entsprungen und nur Produkt meiner Fantasie war.

Eine Weile lag ich noch wach und lauschte auf Geräusche, die vielleicht von *ihm* stammen konnten. Ich nahm mir vor, nur ja nicht einzuschlafen – und schlief auf der Stelle ein.